

## Reisetagebuch 1878 (Luxemburg - Rio de Janeiro) vom Redemptoristen - Pater Andreas Hellbach

### II. Nach Brasilien

In den ersten Tagen des **Juli 1878** machte mir der P. Provinzial Schmitz die Eröffnung, daß der Laienbruder Joseph Wiemers und meine Wenigkeit dazu ausersehen seien, einen römischen Prälaten, Monsignore [Aloysius?] Matera, nach Brasilien zu begleiten und daselbst nach besten Kräften für eine Niederlassung unseres Ordens zu wirken; wir sollten darum sofort unsere Vorkehrungen treffen, um in Zeit von 4 - 5 Tagen abzureisen. So sehr uns beide diese ganz unerwartete Mittheilung auch überraschte, so erklärten wir uns doch, wie es unsere Pflicht war, ohne Zögern für bereit, dem erhaltenen Befehle nachzukommen. Ob ich die nöthigen Eigenschaften besäße, um einer so schweren Aufgabe gerecht zu werden, mußte ich freilich sehr bezweifeln; doch es war die Sache meiner Obern, sich hierüber vor Gott zu verantworten; ich für meinen Theil hatte nur zu gehorchen.

Monsignore Matera, früher päpstlicher Geschäftsträger in Lissabon, zuletzt als Hausprälat seiner Heiligkeit im römischen Staatssekretariate verwendet, hatte im Juni d. J. den Auftrag erhalten, die interimistische Leitung der Nuntiatur in Brasilien zu übernehmen. Mit unserem hochw. P. General persönlich bekannt und befreundet, bat er denselben, ihm einen Laienbruder zu seiner Bedienung mitzugeben. P. General willfahrte seinem Ansuchen unter der Bedingung, dass er zugleich einen Priester unseres Ordens als Begleiter mitnehme und uns zu einer Stiftung in Brasilien behülflich sei. Msgr. Matera erklärte sich damit

einverstanden, und so erging denn an Br. Joseph und an mich die Weisung, uns sofort nach Pau in Südfrankreich zu begeben, um dort mit dem Internuntius zusammenzutreffen und demnächst über Madrid und Lissabon nach Brasilien zu reisen. Da kein Grund vorhanden war, in die Aufrichtigkeit Materas irgend welchen Zweifel zu setzen, so hatte man davon abgesehen, unsere Stellung zu ihm durch einen förmlichen Vertrag zu regeln. In einem Briefe vom 30. Juni schrieb P. General an unseren P. Provinzial "der Pater und der Bruder werden in der Nuntiatur wohnen, und Msgr. Matera will mit ihnen ein ganz klösterliches Leben führen und sie in der portugiesischen Sprache selbst unterrichten. Er bietet sich an, alle Reisekosten zu bezahlen und verspricht, alles aufzubieten, damit wir so bald als möglich, eine angemessene Niederlassung finden. Der Pater kann dann an Ort und Stelle beurtheilen, was uns am Besten dienen könnte. Gott weiß, wie schwer es ist, über eine Gründung zu unterhandeln, bei der man sich bloß auf fremde Berichte verlassen muß. Geht Alles gut, so müssen wir Gott dankbar sein; geht es nicht, so können ja die Unsrigen nach einiger Zeit wieder zurückkommen und werden dann an Brasilien nicht mehr gedenken. ... Der Pater und der Bruder müssen indess dem Monsignore dienstbar an die Hand gehen, besonders in Bezug auf die Ordnung und Verwaltung seines Hauswesens, weil er in dieser Beziehung, wie er selbst sagt, sehr unerfahren ist." In einem an mich gerichteten Briefe äußerte sich der hochw. P. General folgendermaßen: „Es ist nothwendig, daß man anfangs in Brasilien Ihre Eigenschaft und Ihre Absichten nicht kenne. Sie gehen mit Matera als Begleiter, und der Bruder als sein Bedienter. Aber soviel ist gewiss, dass M. Alles aufbieten wird, um uns zu dem beabsichtigten Ziele zu verhelfen.“

"Welchen Erfolg Ihre schwierige Reise haben wird," so schrieb P. General einige Tage später, „das weiß ich nicht; ich muss Alles dem lieben Gott anheimstellen. Will er die Kongregation in Brasilien, so hat er Mittel und Wege, sie dahin zu führen. Wenn nicht, so wird er den guten Willen für das Werk annehmen. Jedenfalls wird das Kreuz nicht ausbleiben; doch auch die Gnade, es zu tragen, wird nicht fehlen. ... Seien Sie nur guten Mutes! Denn der liebe Gott wird Ihnen alle Mühen und Leiden, denen Sie entgegengehen, mit seiner Gnade versüßen, die göttliche Mutter und der hl. Alphonsus werden Sie beschützen, und die heiligen Engel werden über Sie wachen."

Als wir auf dem Punkte standen abzureisen, erhielten wir die Nachricht, dass Mgr. Matera in Folge einer eingetretenen Veränderung der päpstlichen Dispositionen erst am 18. Juli Rom verlassen könne, daß wir also vor dem 20. d. M. nicht in Pau einzutreffen brauchten. Ich hatte somit noch Zeit, mich durch fünftägige Exercitien auf die vom hochw. P. General in Aussicht gestellten Wiederwärtigkeiten vorzubereiten. Am **15. Juli** nahmen wir endlich Abschied von Luxemburg und reisten, von den besten Segenswünschen unserer Obern und Mitbrüder begleitet, dem fernen Süden zu.

Wir saßen kaum eine Stunde im Eisenbahnwagen, als ein Telegramm von Rom den P. Provinzial benachrichtigte, daß die Abreise Materas nochmals verschoben worden sei, und daß wir darum vorläufig ruhig in Luxemburg bleiben sollten. Allein wir waren nicht mehr einzuholen und erhielten erst am folgenden Tage in unserem Kloster in Paris Kenntnis von dem Telegramm. Bald traf auch ein Brief vom hochw. Pater General ein, in welchem uns derselbe schrieb: „Sie können nun einige Tage in Pa-

ris, oder wenn Sie es vorziehen in Avon abwarten, wie Sie es für gut finden. Sie können auch die Reise nach Pau fortsetzen. Falls Sie sich in Paris oder Avon aufhalten wollen, bitte ich Sie, mir dies gleich zu berichten, damit ich Sie von der Abreise des Mgr. Matera in Kenntnis setzen kann". Am **22. Juli** theilten wir dem P. General mit, dass wir uns nach Avon begeben hätten, um uns in diesem ruhig gelegenen Kloster mit dem Studium der portugiesischen Sprache zu beschäftigen und weitere Nachrichten von Rom abzuwarten.

Unsere französischen Mitbrüder behandelten uns mit der größten Zuvorkommenheit und gaben sich alle erdenkliche Mühe, uns den Aufenthalt in ihrer Provinz so angenehm als möglich zu machen. Trotzdem waren wir herzlich froh, als am **10. August** ein Brief des hochw. Herrn P. General eintraf, in welchem uns derselbe schrieb: "Ich hatte geglaubt, der Tod des Kardinal-Staatssekretärs Franchi würde die Reise des Mgr. Matera wieder verzögern; allein dem ist nicht so, der hl. Vater will, daß er abreise. Matera wird wahrscheinlich am 14. d. M. in Pau eintreffen. Nach Mariä-Himmelfahrt geht er für zwei oder drei Tage in das nahegelegene Bad Cauterets, um mit seinem Vorgänger, der dort seine Gesundheit pflegt, sich zu besprechen. Es ist früh genug, wenn Sie etwa bis zum 18. d. M. in Pau sich einfinden. Sie können also in nomine Domini abreisen, wann Sie wollen und auch eine kleine Wallfahrt nach Lourdes machen."

Am **12. August** verließen wir Avon und reisten, dem Vorschlage des französischen Provinzials Desurmont entsprechend, zunächst nach Paray-C-Monial, um dort an den Gräbern der sel. Margaretha Alacoque und des ehrw. P. Colombière unsere Andacht zu verrichten. Die Schwestern von der Heimsuchung ver-

schafften mir die Gelegenheit, an dem durch die Erscheinung des göttlichen Heilandes so berühmt gewordenen Hochaltar ihrer Kapelle, die hl. Messe zu lesen und beschenkten uns außerdem mit mehreren kostbaren Reliquien. Am Abend des **13. August** kamen wir in unserem Kloster zu Gannat an, wo wir mit herzlicher Freude aufgenommen wurden und bis nach dem Feste Mariä-Himmelfahrt verweilten. Unser Weg führte uns sodann über Toulouse nach Lourdes, jenem weltberühmten Gnadenorte, an welchem so viele Tausende in leiblichen oder geistlichen Anliegen Trost und Hilfe gefunden. Wir stellten uns daselbst unter den Schutz der unbefleckt-empfangenen Gottesmutter und baten sie dringend, alle unsere Schritte und Tritte zu leiten und unsere auf die Ehre Gottes und das Wohl des Ordens gerichteten Bestrebungen zu einem guten Ziele zu führen.

Am Abend des **17. August** trafen wir in unserem Kloster zu Pau mit Mgr. Matera zusammen, der uns mit großer Freundlichkeit bewillkommte. Er war schon seit 4 Tagen dort anwesend; denn in Cauterets, wo er sich einige Tage bei seinem Vorgänger, Mgr. Ronretti, aufhalten wollte, fand er diesen zur Abreise bereit auf dem Bahnhofe und konnte sich kaum eine halbe Stunde mit ihm unterreden. Mgr. Matera machte auf uns den Eindruck eines Mannes von klarem, durchdringendem Verstande und sehr entschiedenem Charakter. Über die Stellung, die wir bei ihm einnehmen sollten, äußerte er sich mir gegenüber folgendermaßen: „Der Bruder wird als mein Kammerdiener fungieren und in der Nuntiatur die Leitung des Hauswesens übernehmen. Sie selbst sind mir von P. General als Gefährte beigegeben und sind darum der Mann meines Vertrauens. Ich werde Sie in alle Geheimnisse der Nuntiatur einweihen, Sie meine Instruktionen und die einlaufenden Berichte studieren lassen und Ihr Urtheil dar-

über vernehmen. Sie werden Gewissensfälle zu entscheiden haben, die Ihnen viel Kopfbrechen machen werden; denn Alles, was man in Europa an die römische Curie schickt, kommt in Brasilien an uns: Ehedispensgesuche, Rubrikenfragen, Theologische Schwierigkeiten u.s.w. Sie werden vor allen Dingen Moral und Kirchenrecht studieren müssen. Die meiste Zeit werden Ihnen anfangs die Besuche rauben, die Sie mit mir zu machen haben, und mit denen man Sie mehr belästigen wird, als mich selbst. Alles, was auf mich Einfluß ausüben will, wird sich hinter Sie zu stecken suchen: Priester, Kleriker, Beamte, etc. Da heißt es, klug sein wie die Schlangen, jedes Wort abwägen, Antworten geben, die zu befriedigen scheinen und doch nichts bedeuten, u.s.w.“ Durch diese Aufschlüsse des Nuntius wurde ich nicht wenig beunruhigt; denn abgesehen von meiner geringen Befähigung für solche Geschäfte, sah ich kaum eine Möglichkeit, in jener Fülle von Zerstreungen aller Art auf gedeihliche Weise für die Kongregation zu wirken, was ich doch als meine Hauptaufgabe betrachten mußte. Ich antwortete deshalb dem Monsignore, dass ich bestrebt sein würde, sich seines Vertrauens würdig zu machen, dass ich ganz zu seiner Verfügung stände und mich glücklich schätzte, wenn ich ihm auf irgendwelche Weise dienen könnte, um so mehr, da ich hoffen dürfte, dadurch auch der Kongregation von einigem Nutzen zu sein. Der Nuntius, der diese Anspielung verstand, bedeutete mir, ich könne in dieser Beziehung ganz unbesorgt sein; er habe sich mit dem P. General hierüber verständigt. ... Die Sache dürfte nicht mit Ungestüm oder Gewalt betrieben werden; man müsse vielmehr in aller Ruhe den günstigen Augenblick abwarten und dann hervortreten. Vorläufig dürfe niemand in Brasilien erfahren, dass wir Ordensleute seien. Er werde dem Bischof von Rio de

Janeiro schreiben, dass er in Pau einen deutschen Priester getroffen habe, der sein Vertrauen gewonnen, und den er deshalb eingeladen habe, ihn zu begleiten. Er hoffe, daß, wenn man die Sache klug anfaße, sich in nicht allzu langer Zeit eine Stiftung in Brasilien bewerkstelligen lasse. Aus diesen und manchen anderen Äußerungen des Nuntius ersah ich bald, dass er unsere Stellung zu ihm mit ganz anderen Augen ansah, als dies bei unseren Obern der Fall war.

Nach seiner Auffassung hatten wir uns um die beabsichtigte Stiftung gar nicht zu kümmern; unsere ganze Aufgabe beschränkte sich darauf, ihm zu dienen. Er selbst, so versicherte er, werde Augen und Ohren offen halten, um den günstigen Augenblick für die Einführung unseres Ordens in Brasilien wahrzunehmen; sobald dieser Augenblick gekommen sei, werde er alle seine Kräfte aufbieten, um uns zu dem beabsichtigten Ziele zu verhelfen, er verlange darum von unserer Seite volles Vertrauen und ruhiges Abwarten.

In Luxemburg hatte man geglaubt, ich solle, in Brasilien angekommen, selbst die Initiative ergreifen und mich bei meinen Bemühungen des Einflusses des Nuntius bedienen. Es herrschte also über unser gegenseitiges Verhältnis eine bedenkliche Meinungsverschiedenheit, von der ich unseren P. Provinzial sofort in Kenntnis setzte. Im Übrigen konnte ich für den Augenblick nichts Besseres thun, als schweigen und die Klärung dieser Angelegenheit der Zukunft überlassen. Die Patres von Pau waren in ihren Meinungsäußerungen weniger zurückhaltend und verursachten dadurch dem Nuntius, wie mir derselbe später oft wiederholte, nicht geringen Ärger. - Wir verblieben in Pau bis zum

22. August und erfreuten uns während dieser Zeit der liebevollsten Aufmerksamkeit von Seiten unserer dortigen Mitbrüder.

Am **22. August**, morgens um 6 Uhr, traten wir in Begleitung des Mgr. Matera unsere Weiterreise an und erreichten in dreistündiger Fahrt Bayonne, wo wir bis Mittag Aufenthalt hatten. Wir benutzten denselben zum Besuche eines Nonnenklosters, in welchem der Nuntius die hl. Messe las. Gegen 1/2 1 Uhr stiegen wir in den Schnellzug ein, der uns in einer fast ununterbrochenen Fahrt (zweiundzwanzigstündig) nach Madrid bringen sollte. In Irun, der ersten spanischen Stadt, erwartete uns die prosaische Zollvisitation, die mit peinlichster Genauigkeit vorgenommen wurde. Hier sahen wir zum ersten Male spanische Soldaten, schöne, junge Leute mit sehr geschmackvoller Uniform. Besonders gut gefiel mir ihre Kopfbedeckung, die ich den preußischen Soldaten statt ihres schweren Helmes von Herzen wünschte. Sie besteht aus weißer Leinwand und hat beinahe die Form der Haube, welche die Vinzentinerinnen tragen; nur ist sie etwas gefälliger. Jenseits der spanisch-französischen Grenze erschien uns die Natur wie mit dem Schlage verändert. Die lieblichen, grünen Thal-Ebenen und die fruchtbaren Bergabhänge des südlichen Frankreichs waren allerdings noch nicht ganz verschwunden, allein das vorherrschende Element bildeten schroffe, unbewaldete, nur mit Ginster oder anderem unansehnlichem Gestrüpp bedeckte Berge. Diesen Charakter behielt die Gegend bei bis zur kastilianischen Hoch-Ebene, von der wir glücklicher Weise nicht viel zu sehen bekamen. Denn als wir St. Sebastian, Tolosa, Vittoria und Mirande, lauter öde und verfallen aussehende Städte, hinter uns hatten, brach die Nacht herein; wir machten es uns auf unseren Plätzen bequem, schiefen ein und erwachten nicht eher, als bis uns die Sonne in die Augen schien. Keiner

von uns bedauerte es, diese unermeßlichen Ebenen zum guten Theil bei dunkler Nacht durchfliegen zu haben. So weit das Auge blickte, kein Baum, kein Strauch, kein Grashalm, nur Felsen, nur dürrer von der Hitze klaffender Boden. Wir öffneten das Fenster, um frische Luft einzulassen, sahen uns aber genötigt, es bald wieder zu schließen, um nicht über und über von dem Staube bedeckt zu werden, der die ganze Atmosphäre erfüllte. Städte und Dörfer bekamen wir in dieser Wildnis lange nicht zu Gesichte.

Endlich hielt der Zug vor einem unansehnlichen Stationsgebäude und der Schaffner rief: Avila. Wir eilten ans Fenster, um die wegen der Erinnerung an die hl. Theresia so interessante Stadt zu sehen, erblickten aber nur einige halb verfallene Gebäude und ein paar Thürme. Der Zug fuhr weiter durch dieselbe trostlose Ebene und hielt nach langer, langer Fahrt endlich vor dem gewaltigen Eskorial. Stände dieses merkwürdige Gebäude doch in einer anmuthigeren Gegend! In dieser schauerlichen Einöde ist es eher geeignet, das Gefühl des Mitleidens, als das der Bewunderung zu erwecken. Zur Zeit weilte gerade der junge König Alfonso XII darin, um den Verlust seiner Gemahlin zu betrauern. Für mich war beim Anblick des Eskorial einer der ersten Gedanken dieser, dass jetzt Madrid nicht mehr fern sei, wo ich mich in der Stille unseres Klosters von dem Anblick des vielgepriesenen, schönen Spaniens etwas erholen zu können hoffte. In der That, nur noch zwei kleine Stunden, und die stolzen Paläste der Hauptstadt lagen vor unseren Augen. Als wir ausstiegen, hörte

ich Jemand mit lauter Stimme rufen: „Queest le père Hellbach?“ Es war der gute Pater Cagiano, der, von unserer Ankunft im Voraus benachrichtigt, gekommen war, um uns abzuholen, und der an jeden, welcher einigermaßen priesterlich aussah, auch an

Mgr. Matera, die Frage richtete: „Etes vous le père Hellbach?“ Endlich fand er einen, der ihm die erwartete bejahende Antwort gab und ihn freudig umarmte.

Mgr. Matera und Br. Joseph nahmen die Gastfreundschaft der Jesuiten in Anspruch, während ich selbst in unserem Hospize bei der Klarissinnenkirche liebevolle Aufnahme fand. Die dortigen Patres, zwei Italiener (Loyadire u. Cagiano) und zwei deutsche (Kempf u. Bayer) thaten Alles, was sie konnten, um mir Freude zu machen. P. Bayer besonders wich während meines zweitägigen Aufenthaltes in Madrid kaum von meiner Seite. Er führte mich theils zu Fuß, theils per Tramway durch den größten Theil der Stadt und zeigte mir alle Merkwürdigkeiten, die uns zugänglich waren, die schönsten Kirchen, den Ritiro, das königliche Schloß usw. **Am 26. nachmittags** kam Mgr. Matera mit Br. Joseph, um unseren Patres einen Besuch zu machen.

Er theilte mir bei der Gelegenheit mit, dass der Handkoffer des Br. Joseph, welchen er, der Nuntius, gegen unseren Wunsch der Gepäck-Expedition übergeben hatte, verloren gegangen sei, dass die telegraphischen Nachforschungen kein Resultat ergeben hätten und dass ich deshalb statt der verlorenen Sachen schnell andere kaufen soll. Pater Superior Loyadire, welchen ich in dieser Angelegenheit um Rath fragte, ließ sich von Br. Joseph ein Verzeichnis der wichtigsten im Koffer enthaltenen Gegenstände geben, und in Zeit von einigen Stunden war fast alles Verlorene neu beschafft. Zu meinem größten Bedauern wollte P. Superior durchaus keine Vergütung seiner Auslagen annehmen. "Wir sind ja Brüder", sagte er, "der liebe Gott muß für mich sorgen, sogut wie für Sie"; und dabei blieb er trotz all meines Drängens. Vor unserer Abreise richtete der Nuntius wegen des Kof-

fers noch eine energische Vorstellung an die Eisenbahnverwaltung und drohte, sich an das Ministerium zu wenden, wenn das vermißte Gepäckstück nicht bald herbeigeschafft würde, er erwarte es bestimmt in Lissabon. In der That wurde uns der Koffer bald nach unserer Ankunft in Lissabon kostenfrei zugestellt.

**Am 25. August**, einem Montage, reisten wir morgens in aller Frühe von Madrid ab. Unsere Patres hatten den Nuntius zu bewegen versucht, während der Nacht zu reisen, da auf der endlosen, staubigen Ebene La Mancha, durch welche uns der Zug führen sollte, während des Tages die Hitze kaum erträglich sei. Allein Mgr. Matera ging nicht darauf ein, und so erfuhren wir denn einmal, was spanische Hitze ist. Der Himmel über uns wie weißglühend, die Luft nicht durch den geringsten kühlen Hauch erfrischt; auf der weiten Ebene, durch die wir fuhren, kein schattiger Baum, kein Strauch, kein Grashalm, nur dürre Heide oder Stoppeln. Wir saßen ruhig im Wagen, ohne weder Hand noch Fuß zu rühren; und dennoch drang uns der Schweiß aus allen Poren. Wenn der Zug bei einer Station anhielt, ertönte sofort aus allen Wagenfenstern der Ruf: „aquadora, aquadora!“ so heißen nämlich die Mädchen oder Frauen, welche auf den spanischen Bahnhöfen die durstigen Reisenden mit Wasser erquicken. Das Wasser schien übrigens an vielen Orten der La Mancha selten zu sein, denn nicht immer war eine aquadora vorhanden; ja mehrmals sahen wir Knaben auf die Ankunft des Zuges warten, sobald derselbe stille stand, auf die Lokomotive zustürzen, um sich aus dem Krahn des Tenders das schmutzige Wasser in den Mund laufen zu lassen. Städte und Dörfer bekamen wir auf dieser kahlen, sonnenverbrannten Ebene nur in langen Zwischenräumen zu Gesichte. In Almagro hielt der Zug eine Viertelstunde, vielleicht um die Reisenden einem

Stiergefachte, wenn nicht gerade zusehen, so doch wenigstens zuhören zu lassen. Die placa de toros, ein großes gut gebautes Amphitheater, lag dicht neben der Bahn. Wir hörten im Innern das Gemurmel einer großen Volksmenge und in kürzeren oder längeren Zwischenräumen ein tausendstimmiges Beifallrufen. Am folgenden Tage erfuhren wir, dass bei dieser Gelegenheit ein Stierkämpfer das Bein gebrochen und ein anderer eine bedenkliche Kopfwunde davongetragen hatte. Von den übrigen Städten, durch welche unsere Reise führte, mögen noch Ciudad - Real und Badajoz erwähnt werden, in denen wir übernachteten. Die primitive Einrichtung der dortigen Gasthöfe, die naive Unverschämtheit der Kutscher und Sackträger, die große Mühe, welche es uns kostete, einen elenden Fetzen Briefpapier zu bekommen und so manches andere, was wir in diesen beiden Orten erlebten, lieferte einen eigenthümlichen Kommentar zu dem vielgesungenen Verse: "Fern im Süd das schöne Spanien."

**Am 23. August**, abends um 9 Uhr, kamen wir glücklich in Lissabon an, wo wir im Kollegium der Jesuiten wohlwollende Aufnahme fanden. Mgr. Matera, der während einer Reihe von Jahren päpstlicher Geschäftsträger in Portugal gewesen war, stand zu vielen vornehmen Familien Lissabons in freundschaftlichen Beziehungen. Darum nahmen, während unseres zwölfzügigen Aufenthaltes daselbst, die Besuche und Gegenbesuche fast kein Ende. Für mich hatte dieser Umstand das Gute, dass mein Ohr sich nach und nach an das Portugiesische gewöhnte. Nach Verlauf von acht Tagen konnte ich der Unterhaltung ohne Schwierigkeit folgen und wohl auch selbst einige Worte mitsprechen.

So viele Sehenswürdigkeiten die schöne Hauptstadt Portugals uns auch bieten mochte, wir waren den Aufenthalt daselbst nach einigen Tagen herzlich müde und begrüßten darum am **8. September** mit Freuden die Ankunft des franz. Dampfers Orinoque, der uns dem Ziele unserer Reise zuführen sollte. Über unsere Einschiffung, sowie über den Verlauf unserer Seefahrt, gibt mein Tagebuch unter Anderem folgende Einzelheiten.

**8. September.** Getäuschte Erwartung. Wir hofften, an dem schönen Feste Mariä Geburt unter Segel gehen zu können, allein der Orinoque will und will nicht kommen. Doch siehe da, ein Telegramm! Mgr. Matera reißt es auf und liest: "Französischer Dampfer Orinoque in Sicht." Sofort Alles zur Abreise gerüstet; Stock und Hut in der Hand, Kutscher vor dem Thore; wir schicken uns an, einzusteigen. Da kommt eine zweite Botschaft: Der Dampfer kann erst morgen um 11 Uhr die Anker lichten.

Nun, der liebe Gott will es nicht anders; wir schlagen uns den liebgewordenen Gedanken, am heutigen Festtage abzureisen, aus dem Sinn. Noch eine dritte Nachricht kommt an: Der schöne Reise-Altar des Nuntius ist durch ein Versehen auf ein anderes Schiff geraten und schwimmt schon längst auf dem Ozean. Große Bestürzung; Monsignere ist untröstlich; eher durfte alles Andere sich verirren, als der Altar. Vierzehn Tage und noch länger vielleicht sollen wir also des Trostes der heiligen Messe entbehren. Doch alles, wie Gott will!

**9. September** - Die letzte hl. Messe auf dem europäischen Kontinent, vielleicht die letzte für immer? Gebe Gott uns eine glückliche Reise! Um 9 Uhr herzlicher Abschied im Jesuitenkloster. Wir fahren, vom P. Rektor begleitet, in zwei Kutschen zum Ha-

fen. Ein schönes Boot der königlichen Marine erwartet uns. Zwölf Matrosen in sauberer Festtagskleidung bilden Spalier und präsentieren auf militärische Art mit den Rudern. Wir nahmen Platz auf den mit bunten Teppichen belegten Bänken. Der Steuermann gibt ein Zeichen, und wie mit einem Schlage senken sich alle Ruder ins Wasser; die Barke setzt sich in Bewegung und eilt in raschem Fluge dem Dampfer zu. Da liegt er vor uns der schwarze Coloß, stolz und ruhig wie ein schlafender Riese. Dutzende von Booten umkreisen ihn und stoßen ihm in die Seiten; er rührt sich nicht. Das ist also der lang ersehnte Orinoque, der uns auf seinem Rüdken über die stürmischen Meeresfluthen tragen soll. Mit eigenthümlichen Gefühlen betreten wir die Treppe auf der Seite des Schiffes, steigen hinan und gelangen aufs Verdeck. Der Kapitän kommt, um Mgr. Matera zu begrüßen und läßt uns durch den Schiffskommissär unsere Cabinen anweisen. Wir legen alles nieder und eilen sofort wieder aufs Verdeck, um uns vor der Abfahrt noch an dem Anblick der schönen Hauptstadt Portugals zu erfreuen, die man nur vom Hafen aus in ihrer ganzen Pracht sieht. Ein herrlicher Anblick in der That! Nur Eines fehlt, das Grün - die Berge und Hügel der Umgebung sind zwar schön geformt, aber dürr und kahl, nur hier und da ein Anflug von Pflanzenwuchs. Der Hafen ein sehr bewegtes, interessantes Bild, hunderte von Schiffen, große und kleine, ein ganzer Wald von Masten, flatternde Wimpel in den buntesten Farben. Barken und Kähne, oft von der seltensten Form, zuweilen durch kleine Dampfmaschinen getrieben, eilen wie im Fluge zwischen den großen Schiffen hindurch; viele haben den gewaltigen Orinoque als Ziel ihrer Fahrt; sie bringen uns Reisegesellschaft und Mundvorrat. – Doch nicht lange haben wir Zeit, dieses immer wechselnde Schauspiel zu betrachten; die Glocke ruft uns

zu Tische, zu der ersten Mahlzeit auf dem schwankenden, unsichern Elemente. Wir treten ein in den großen, glänzend ausgestatteten Speisesaal. Der Oberkellner weist uns unsere Plätze an, die wir während der ganzen Überfahrt behalten sollen.

Monsignore kommt neben die hochgestellten Persönlichkeiten zu sitzen, welche sich auf dem Schiffe befinden. Br. Joseph und ich setzen uns an den dritten Tisch, an welchem vor uns schon eine portugiesische Grafenfamilie, sowie mehrere brasilianische Rentner oder Geschäftsleute zum Theil mit Familie, Platz genommen haben.

Es geht sehr laut und munter zu im Speisesaale. Alle haben guten Muth und guten Appetit, wir nicht ausgenommen. Hoffen wir, daß uns unterwegs keines von beiden verloren geht.

Doch nun rasch wieder aufs Verdeck, denn die Stunde der Abfahrt naht heran, und da will niemand im Saale bleiben. In geschäftiger Eile laufen die Matrosen hin und her, ordnen das Takelwerk und befestigen die Schiffskähne an den für sie bestimmten Gerüsten. Die Maschine beginnt zu zischen und äußert ihre nur gewaltsam gezügelte Ungeduld zuweilen durch einen schrillen Pfiff. Noch immer stoßen Kähne vom Lande, um säumige Reisende an Bord zu bringen. Die Eile beschleunigt die Ruderschläge, und in raschem Laufe gleiten die Fahrzeuge über die blauen Fluthen dahin. Es ist in der That hohe Zeit, denn soeben ertönt der letzte Mahnruf der Dampfpfeife und weckt den schlafenden Orinoque zur Tätigkeit. Nun rasseln die gewaltigen Ketten, und langsam steigen die mächtigen Anker aus der Tiefe empor. Die Maschine fängt an zu arbeiten, die Schraube greift in die Wogen, und majestätisch beginnt der schwarze Riese sei-

nen Lauf. Doch scheint es, als wolle er uns Zeit lassen, die Ufer des Tajo mit seinen reizenden Villen und Schlössern nach Muße zu betrachten; denn nur langsam bewegt er sich vorwärts. Eine Stunde bereits fahren wir auf dem breiten sich immer mehr erweiternden Strome; da endlich - es ist gerade Mittag - ziehen die letzten Punkte der Tajo-Ufer an uns vorüber: wir sind auf dem Meere. Schweigend stehen wir an einsamer Stelle auf dem Verdecke und richten unsere Blicke auf das alte, heimatliche Festland. Mit jeder Minute tritt es weiter von uns zurück und verschwindet schließlich ganz aus unserem Gesichtskreis. Aber unserem geistigen Auge entschwindet es nicht. Unsere Gedanken schweifen hinüber über Meer und Land und haften auf der alten Festungsstadt an der Algave und auf so manchen anderen Orten, wo wir im Kreise liebender Mitbrüder glückliche Tage verlebten. Unsere Gedanken weilen bei den schönen Ufern des Rheins und bei den fruchtbaren Gefilden Westfalens, wo wir unsere theuren Eltern und Geschwister zurückgelassen hatten, ohne von ihnen Abschied nehmen zu können. Da regen sich Gefühle in unserer Brust, für deren Beschreibung es keine Worte gibt, Gefühle, die uns wehmüthig stimmen; aber auch solche, welche herzerhebend auf uns wirken; denn alle jene uns so theuren Personen begleiten uns im Geiste auf unserer Überfahrt und beten für uns um eine glückliche Reise. "Ave maris stella", so rufen täglich Hunderte unserer lieben Mitbrüder für uns zum Himmel empor, ein Gedanke, der wohl geeignet ist, uns zu trösten. Auch wir wenden uns durch diesen schönen Hymnus zum Meeressterne, und Muth und Vertrauen erfüllt unsere Brust.

Wir sind auf dem Meere, wir fühlen es wohl; denn der Boden unter unseren Füßen schwankt. Wir steigen die Treppe hinab, um in unsere Cabine zu gelangen, aber welche Mühe kostet uns

das! Überall stoßen wir an. Wie Kinder halten wir uns an den Wänden des Corridors fest und suchen Schrittchen für Schrittchen vorwärts zu kommen. Endlich haben wir unser Zimmerchen erreicht, und suchen uns, so gut oder schlecht es eben gehen mag, in demselben einzurichten. Mgr. Matera hat eine Cabine für sich allein; Br. Joseph und ich wohnen beisammen. Doch wie eigenthümlich unbehaglich wirds mir in diesem engen Raum! Ich merke wohl, die Luft ist verdorben. Darum schnell hinauf aufs Verdeck! Ich habe keine Lust zu erfahren, was die Seekrankheit ist. Ach, wie frisch ists hier oben! Ein kühler Wind weht von der Küste Europas und schwellt die Segel des Orinoque, der durch die vereinte Kraft des Dampfes und Windes getrieben, pfeilschnell über die bewegte See dahineilt. Ein alter, graubärtiger Matrose, der neben mir am Takelwerk arbeitet, fragt mich, ob ich noch munter sei; und da ich bejahend antwortete, wünscht er mir Glück. „Wenn Sie jetzt noch nichts fühlen, so kommen Sie ungeschoren davon; denn die See geht hoch. Schauen Sie nur die bleichen Gesichter überall auf dem Verdeck!“

Ich blicke um mich und sehe eben Mgr. Matera mit Br. Joseph aus der Cajüte heraufkommen. "Wie gehts?" frage ich den Nuntius. "Es fängt gut an", gibt er mit wehmühtigem Lächeln zur Antwort; "die schlechte Luft da drunten hat mich ganz unwohl gemacht." In der That vermag er sich nur mit Mühe Aufrecht zu halten. Es läutet zur Mahlzeit. Br. Joseph, der sich bisher noch ziemlich tapfer gezeigt, bedenkt sich lange, ehe er zum Entschlusse kommt, mit in den Speisesaal zu gehen; denn zum Einnehmen verspürt er sehr wenig Lust, desto mehr aber zum Gegentheil. Monsignore wirft nur einen melancolischen Blick durch die Fenster des Speisesaales und hat damit schon genug. Die

Mahlzeit ist zu Ende. Die Reisenden, welche sich wohlfühlen, machen einen Spaziergang auf dem Verdeck. Die Übrigen setzen sich still in eine Ecke, womöglich ganz nahe ans Geländer, oder sie suchen, wenn die Sache schon weitergediehen ist, ihre Cabinen auf, wo sich die nöthigen Bequemlichkeiten für etwaige unangenehme Überraschungen finden. Mgr. Matera und Br. Joseph ziehen Letzteres vor. Überlassen wir sie ruhig sich selbst, denn sie lieben es nicht, gestört zu werden. Glücklicherweise ist die Sache nicht gefährlich; darum darf man auch wohl einmal heimlich lachen, über die tragik-komische Art und Weise, in welcher sich die Krankheit zuweilen äußert. Wer weiß, ob nicht morgen oder übermorgen auch auf meine Kosten gelacht wird? Augenblicklich fühle ich mich noch wohl. Ich setze mich, in meine Zimarra gehüllt, an jene Stelle, wo der Wind am frischesten weht und halte ruhig alle vorgeschriebenen religiösen Übungen. Bis elf Uhr bleibe ich so auf dem Verdecke. Dann suche ich in dem matt erleuchteten Gang der ersten Cajüte nach Nr. 129. Br. Joseph scheint ruhig zu schlummern; ich gehe darum möglichst geräuschlos zu Bette, schlafe ein und träume von Luxemburg und Brasilien.

**10. September.** Das erste Erwachen auf der See. Seltsame Gefühle. Wo bin ich denn eigentlich? Was rauscht und brauset so gewaltig vor meinem Fenster? Mein Bett schwankt ja wie eine Wiege; gewiß wüthet ein Erdbeben. Doch nein, besinne Dich! Du bist nicht mehr auf dem Festland, du bist auf dem Meere. Blicke nur hinaus durch die Luke und siehe die Wogen, wie sie kommen und gehen; wie sie hier zu mächtigen Bergen sich thürmen, um dort in jähem Fall in die Tiefe zu stürzen. Ja, es ist wahr, wir sind auf dem Meere; der erste Tag und die erste Nacht sind unter Gottes Schutze glücklich vorüber gegangen. Hoffen

wir, dass der fernere Verlauf unserer Fahrt dem guten Anfang entspreche! Doch was machen unsere Kranken? Ihr bleiches Gesicht spricht deutlich genug; sie ziehen es noch immer vor, ruhig und ungestört sich selbst überlassen zu bleiben. Die Glocke zum Frühstück läutet nicht für sie. Und auch für viele andere läutet sie umsonst. Die Schiffskellner haben das zum voraus gewußt, denn von den acht Tischen sind nur zwei gedeckt, und auch an diesen sind nicht alle Plätze besetzt. Von den zahlreichen Damen ist nur eine einzige erschienen; allein auch diese ergreift vor dem Dufte ihrer Theetasse alsbald wieder die Flucht. Doch scheinen die meisten Reisenden sich im Verlaufe des Tages von der unangenehmen Krankheit zu erholen; denn nach und nach wird das Verdeck ganz belebt. Auch Mgr. Matera und Br. Joseph lassen sich wieder blicken. Der Nuntius geht langsamen Schrittes auf dem Schiffe umher und erregt besonders durch die seidene Schirmkappe, die er auf dem Kopfe trägt, das lebhafteste Interesse der Gesellschaft. Besonders sind es die vornehmen Persönlichkeiten, zu welchen er in nähere Beziehung tritt, darunter z.B. der Gouverneur von Senegambien mit Gemahlin, der französische Konsul von Montevideo mit seiner ganzen Familie (protestantisch), die Frau des französischen Gesandten am brasilianischen Hofe, der Graf und die Gräfin von Aranjo u.s.w. Ich für meinen Theil halte mich von diesem Cirkel so viel als möglich fern.- Der Tag geht rasch vorüber; desto länger aber wird die folgende Nacht. Neben unserer Cabine wohnt eine brasilianische Familie, die mit zwei kleinen, überaus lästigen Schreihälsen behaftet ist. Die ganze Nacht hindurch verführen diese Kameraden einen heillosen Spektakel; hört der eine auf, fängt der ander an. Die arme Mutter bemüht sich vergeblich, ihre ungebärdigen Sprößlinge in Schlaf zu singen. Ich den-

ke unwillkürlich an das Capitel in der "Braut Christi" über die armen Verheiratheten, sowie an den Stoßseufzer des alten P. Berset: "Mon Dieu, je vous remercie, que je ne suis pas marié." [*Mein Gott, ich danke dir, dass ich nicht verheiratet bin.*]

**11. September.** Immer neue Gesichter kommen zum Vorschein. Tauchen doch gar mit einem Male vier Nonnen aus der Cajüte auf, von denen ich bisher noch nichts bemerkt. Sie reisen mit dem französischen Gouverneur von Senegambien bis St. Vicente, von dort soll ein anderer Dampfer sie nach Dakas (DaNas) am grünen Vorgebirge bringen, wo sie in den Spitälern die zahlreichen Kranken, welche am gelben Fieber darniederliegen, verpflegen sollen; eine Aufgabe, zu der gewiss viel Muth und Opferwilligkeit gehört. Mgr. Matera schickt ihnen ein Körbchen mit Pfirsichen zu, welche man ihm in Lissabon zum Geschenk gemacht hatte. - Heute alles munter auf dem Schiffe; das Meer hat Mitleid mit den Seekranken, kein Lüftchen regt sich, schöner Tag, wolkenloser Himmel, Temperatur sehr angenehm. Das Klavier im Salon, bisher selten benutzt, kommt heute nicht zur Ruhe.

Wir sind unter dem 30. Grad nördl. Breite. Um 3 Uhr nachmittags Land in Sicht, große Freude bei der ganzen Schiffsgesellschaft, alle Fernrohre richten sich nach dem schwarzen, an der Grenze des Horizontes aus dem Meere aufsteigenden Punkte. Er wird grösser und grösser, bis schließlich eine ansehnliche Insel vor unseren Augen steht. Sie führt den Narnen Salvage oder Sauvage, und diese Bezeichnung ist sehr zutreffend, denn das ganze ist nichts Anderes als ein gewaltiger Fels, der etwa eine halbe Stunde in der Länge mißt und sich zu einer Höhe von 300-400 Fuß in die Lüfte erhebt. Obschon der Anblick nicht ge-

rade bezaubernd ist, so sind doch alle erfreut, wieder einmal Land zu sehen.

Heute mache ich die erste Bekanntschaft mit den wenigen Deutschen, die sich auf dem Schiffe befinden. Einem jungen Schweizer, den ich bisher nur französisch reden gehört, entfährt, da er beim Spiel einen unglücklichen Wurf tut, ein urkräftiges Donnerwetter! Damit ist seine Landsmannschaft unzweifelhaft festgestellt. Ich finde in ihm eine gutmüthige und, wie es scheint, noch unverdorbene Natur. Er will nach Buenos-Aires, um dort ein reicher Mann zu werden und dann nach seiner Vaterstadt St. Gallen zurückzukehren. Durch ihn werde ich mit einem anderen Schweizer bekannt, der in Buenos-Aires ansässig ist, und der nur nach Deutschland zurückgekehrt war, um sich eine Frau zu suchen. Er hat sie gefunden und ist, wie es scheint, mit derselben sehr zufrieden; wenigstens läßt er es an naiven Aufmerksamkeiten für sie nicht fehlen und trägt dadurch viel zur allgemeinen Heiterkeit bei. Im Übrigen ist er ein ganz verständiger Mann, der mir viel Interessantes, leider nicht immer Erbauliches, von Süd-Amerika erzählt. Unter Anderem erfahre ich durch ihn, daß daselbst jene, welche gegen die nächsten Gelegenheiten zur Sünde predigen sollten, nicht selten die Theater oder öffentlichen Bälle besuchen, und zwar ohne dass Jemand dies auffallend findet.

Noch Schlimmeres erzählt mir ein dritter Deutscher, der aus dem Elsaß gebürtig ist, und der, wie er sagt, in Rio de Janeiro als Professor do Penteado fungiert. Ich vermuthe einen Freimaurer in ihm und mache ihm daraus kein Hehl. "Das ist kein Geheimnis", gibt er zur Antwort, "ich mache mir eine Ehre daraus, dem Orden anzugehören; denn die Religion der Freimaurer

ist doch die einzige, welche Sinn und Verstand hat." Da bin ich also an einen sauberen Landsmann gerathen. Ich frage ihn, was er denn unter dem Nanen "Professor do penteado" verstehe, und erhalte zur Antwort, das heiße auf deutsch "Professor der Haarfrisierkunst". Vor einer solchen Würde beuge ich mein Haupt und verzichte ein für alle mal darauf, den Träger dieses Titels durch Gründe zu überzeugen, dass Sinn und Verstand anderswo zu suchen sei, als in der Religion der Freimaurerei.

Unterdessen ist es Abend geworden, Mgr. Matera und Br. Joseph haben sich zurückgezogen. Ich sitze auf dem Verdeck und bewundere das prächtige Schauspiel der vom Monde beleuchteten wogenden See. Tiefes Dunkel liegt auf dem Meere, wie mit einem schwarzen Schleier scheint es bedeckt. Nur an einer Stelle ist der Schleier

gelüftet, ein schmaler Streifen nur ist vom Monde beleuchtet. Aber wie herrlich ist dieser Streifen! Wie prangt er in wechselnder Schönheit, je nach dem Wechsel der Wellen! Bald jagen tausend Schlangen in wunderlichem Gewirr durcheinander; bald sprühen Millionen glühende Funken wie aus unterirdischer Esse empor; bald rollen zahlreiche leuchtende Kiesel von der Höhe der Wellenberge hinab in die dunkle Tiefe. Das Auge wird nicht müde, diese mannigfaltige Pracht zu bewundern. Jedoch "Nichts ist dauernd, als der Wechsel". Rasch nimmt die ganze Herrlichkeit ein Ende; der Himmel umflort sich, der Mond verschwindet hinter einer Wolke und ich unter meiner Decke.

**12. September.** Br. Joseph und ich früh morgens auf dem Verdeck. Vor uns eine felsige Insel mit Steilküsten, stellenweise schnurgerade aus dem Meere aufsteigend. Die Höhen bewal-

det; niedrige Bäume mit mattgrünem Laub. In einer Lichtung ein freundliches Dorf oder Städtchen mit blendend weißen Häusern. Wo sind wir denn eigentlich? Die Matrosen wissen uns keine Auskunft zu geben; sie bekümmern sich wenig um eine Insel, an der nicht gelandet wird. Unterdessen hat sich das Verdeck mit Reisenden gefüllt, und nun hören wir von allen Seiten den Namen „Ferro“. Das ist also die berühmte Insel, an deren östlicher Küste der Null-Meridian vorbeigeht. Wir bemühen uns lange vergeblich, denselben zu entdecken. Endlich haben wir ihn gefunden. Wir unterscheiden deutlich eine lange, fingerdicke Linie, welche sich, der Richtung unseres Schiffes folgend, über die Meeresfläche dahinzieht. Br. Joseph meint freilich, es sei nur eine Fisch-Leine, mit welcher die Matrosen den armen Delphinen nachstellten. Eine prosaische Auffassung, mit der ich mich nicht befreunden kann. Um zwölf Uhr mittags 26 Grad 56 N.-Br., 20 Grad 48 Ö.- Br. von Paris. Prächtiges Wetter. Mgr. Matera vollkommen gesund, Br. Joseph wenigstens auf den Beinen. Die Reisegesellschaft munter, stellenweise ausgelassen. Niemand denkt an Gefahr. Da plötzlich ein gellender Pfiff des wachehaltenden Offiziers. Was gibt's denn? Ein Schiffsbrand. Unbeschreiblicher Lärm; die Matrosen eilen aus allen Winkeln herbei; die Spritzen rasseln über das Verdeck; die ganze Mannschaft, selbst die feingekleideten Schiffskellner, legen Hand an. Armesdicke Wasserstrahlen fliegen durch die Luft und stürzen brausend aufs Verdeck nieder. Aber wo ist denn das Feuer? Vielleicht in der Nähe der Pulverkammer? Ach nein, es lodert ganz ruhig und harmlos im Backofen: Das Ganze ist nur eine unverhoffte Übung für die Schiffsbemannung, vielleicht auch nur ein Schauspiel zur Unterhaltung der Reisenden.

**13. September.** Große Schwärme fliegender Fische; Alles eilt herbei, sie zu sehen; selbst die sonst so schüchternen Nonnen drängen sich an die Brüstung. Ein unglückliches Fischlein fliegt zu hoch und fällt aufs Verdeck nieder. Sofort getötet und an einem Faden zur Schau aufgehängt. Die Seitenflossen sehr lang dienen als Flügel. Das ganze Tierchen etwa 1/2 Fuß groß. Fliegen fast immer in größeren Schaaren, selten vereinzelt. Ich habe schon gestern mehrere gesehen, hielt sie aber für Vögel; denn sie schnellen nicht etwa bloß, wie die Delphine, aus dem Wasser empor, um gleich wieder in demselben zu verschwinden, sondern fliegen große Strecken weit übers Meer dahin. Delphine haben wir bisher nur wenige gesehen und das größte Exemplar mochte wohl drei Fuß messen.

Mittags 23 Grad N.Br . und 23 Grad W.L. von Paris. Das Meer ziemlich unruhig; bei Vielen kehrt die Seekrankheit zurück; Bruder Joseph läßt sich nicht auf dem Verdecke blicken. Ein rothbärtiger Engländer klettert an einsamer Stelle auf die Schiffsbrüstung, setzt sich auf dieselbe, mit den Beinen nach Außen, und macht Bewegungen, als wolle er sich ins Meer stürzen. Ich eile hin, halte ihn fest und rufe ihm zu: "Um Gottes Willen, Sie wollen sich doch nicht ertränken?" "No,no, Sir," gibt er mir lächeln zur Antwort, "I like sitting here a while, it is so beautiful; ich will nur ein wenig hier sitzen bleiben; das ist so poetisch. Und damit zieht er zwei schöne, in rothen Saffian gebundene Reisebeschreibungen aus der Tasche, bietet mir die eine an und beginnt selbst in der anderen zu blättern. Bald entspinnt sich eine lebhaftere Unterhaltung, so weit nämlich bei meiner mangelhaften Kenntnis des Englischen von einer solchen die Rede sein kann. Mein Engländer ist ein ganz vernünftiger, religiös gesinnter Mann, wohl etwas pietistisch angehaucht. Er erzählt mir viel von

seiner guten und frommen Mutter und wird dabei ganz weich gestimmt. Er will nach Rio de Janeiro, um daselbst sein Vermögen zu machen und dann nach Southampton, seiner Vaterstadt, zurückzukehren. - Noch mit einem anderen, ebenfalls rottbärtigen Sohne Albions, werde ich heute bekannt. Es ist dies ein junger Mann, der durch seine drolligen Einfälle viel zur Unterhaltung der Reisenden beiträgt. Obschon er nur seine Muttersprache kennt, redet er doch mit Allen, versteht Alle, und Alle verstehen ihn. Die zehn bis zwölf französischen Worte, die er unterwegs aufgerafft, weiß er köstlich zu verwerthen. Ich biete ihm mein englisch-portugiesisch-französisches Conversationsbuch an, damit er, nachdem er nun ja das Französische in seiner Gewalt habe, auch das Portugiesische lerne. Und wirklich, nach fünf Minuten hat er eine Anzahl Wörter im Kopfe, mit denen er jeden Portugiesen, der ihm in den Weg kommt, anfällt. Zum Danke dafür, dass er eine neue Sprache durch mich gelernt hat, will er mich, sobald das Klavier frei ist, die englische Nationalhymne singen und spielen lehren.

Nachmittags mit Mgr. Matera Spaziergang durch das ganze Schiff. Der Commissar begleitet uns und macht uns auf alles Sehenswürdige aufmerksam. Das Schiff über 300 Fuß lang und 30 - 40 Fuß breit. Durch den Maschinenraum in zwei Theile geschieden. Der vordere Theil für die Reisenden dritter Klasse, der Raum hinter der Maschine für erste und zweite Klasse bestimmt. Diese Scheidung streng aufrecht gehalten. Niemand aus der dritten Klasse darf die festgesetzte Linie überschreiten. Für die Reisenden erster und zweiter Klasse besteht keine Grenze. Allein der vornehme Pöbel hält es in der Regel unter seiner Würde, die Proletarier je einmal mit seinem Besuche zu beehren. Für einen Redemptoristen wäre es eine Schmach, wollte er

sich von den Armen zurückziehen. Schon bin ich eines guten Theils meiner Medaillen entledigt, da ich während der vorigen Tage in der dritten Klasse viele derselben ausgetheilt habe.

Heute, da ich in Begleitung des Monsignore wiederum den vorderen Theil des Schiffes durchwandere, kommen viele Leute auf mich zu, um mir die Hand zu küssen. Ich bedeute ihnen, sie sollen diese Ehrenbezeugung lieber dem Mgr. Matera erweisen. Allein Sie wagen sich nicht an ihn heran, vielleicht weil sie ihn wegen der Schirmkappe, die er auf dem Kopfe trägt, nicht für einen richtigen Geistlichen halten.

Wir steigen hinab in die unteren Räume des Schiffes, um die Schlafstätten zu besichtigen. Männer und Frauen getrennt. Von den erwarteten Hängematten nichts zu sehen. Jeder hat vielmehr sein anständiges Bett, bestehend aus Strohsack, Kissen und einigen wollenen Decken. Die Schlafstellen allerdings sehr schmal; Scheidewände nicht vorhanden. Da jeder sein Bett selber machen muß, und gar mancher dazu keine Lust hat, so herrscht da unten nicht gerade die musterhafteste Ordnung. Fensterluken nur in geringer Zahl angebracht; darum dunkel. Frische Luft durch große Schläuche zugeführt. Für Handgepäck nur wenig Platz. Kein Koffer, kein Reisesack hier geduldet. Kisten und Kasten alle ganz unten im Schiffe. Zweimal wöchentlich werden dieselben durch eine Dampfmaschine aufs Verdeck gehoben, und jeder nimmt dann, was er braucht, aus seinem Koffer heraus. Speisesaal hier unbekannt; man setzt sich, wo man eben Platz findet. Die Kost reichlich und gut; Getränke werden, außer Wasser, nur gegen besondere Bezahlung verabreicht. Die Räumlichkeiten alle überfüllt, mehr als 400 Menschen sind hier zusammengepfertcht. Darum großer Unfug nicht zu vermei-

den. Mehrere Personen, welche dritter Klasse reisten, haben 175 Franken nachbezahlt, um in die zweite Klasse zu kommen und damit dem ungeziemenden Treiben zu entgehen. –

Genau fünf Uhr abends kommen wir von unserer Wanderung zurück und finden den Bruder Joseph bedeutend besser. Er steht am Hintertheile des Schiffes und betrachtet den "Null-Meridian", der sich dem Orinoque an die Ferse geheftet zu haben scheint. Sollte es wirklich nur eine Fisch-Leine sein? -

**14. September.** Heute ist Alles am Schreiben; denn morgen sollen wir in St. Vicente [*Windward Islands*] landen, wo wir Gelegenheit finden, Briefe in die Heimat zu befördern. Auch ich öffne mein Tintenfaß und sehe zu meiner Freude, dass es noch nicht ausgetrocknet ist. Ich schreibe an P. Provinzial, um ihm über den bisherigen Verlauf unserer Seereise Mittheilung zu machen. Mein Tagebuch muß freilich darunter leiden. (Es weist unter dem heutigen Datum nur diese wenigen Zeilen auf.)

**15. September.** Sonntag. Es ist 1/2 1 Uhr morgens. Stille, mondhelle Nacht. Die Orinoque hat sich redlich geplagt, schneller als man ihm zugetraut, hat er St. Vicente erreicht. Die Schraube, die bisher mit verzeifelter Beharrlichkeit die Wogen durchwühlt hat, gönnt sich endlich Ruhe, sanft und stille gleitet das Fahrzeug über die glatte See. Wer mag da ruhig im Bette bleiben? Ich hülle mich in meine Zimarre und eile aufs Verdeck. Ich komme noch gerade früh genug, um den alten Hafenwächter zu begrüßen, einen riesigen, thurmhohen Fels, der sich mitten im Eingang der Bai von Sao Vicente aufgepflanzt hat. Er läßt uns unbehelligt ziehen, und wir sehen uns bald im Angesichte der kleinen Stadt, nach welcher die ganze Insel benannt ist. Das

Licht des Mondes beleuchtet weiße Gebäude, die sich scharf, fast gespensterhaft von schwarzen Felsenwänden abheben. Es beleuchtet wild-romantische Bergesabhänge und jäh Felsen-zacken, die sich hoch in die Lüfte erheben und durch ihre seltsame Gestalt das Auge fesseln. Ich spähe nach einem Lebenszeichen in der grabesstillen Stadt. Nichts, kein Geräusch, kein ferner Ruderschlag, kein brennendes Licht zeigt an, dass man uns bemerkt. Auch auf unserem Dampfer wird es still. Die Matrosen verschwinden einer nach dem Anderen; -die wenigen Reisenden, die ihr Lager verließen, um die Einfahrt in den Hafen mitanzusehen, haben sich schon zurückgezogen. Ich werfe noch einen Blick nach dem großen Gebäude inmitten der Stadt, welches mir eine Kirche zu sein scheint, und begeben mich zur Ruhe mit dem frohen Gedanken, bei Tagesanbruch vielleicht die heilige Messe lesen zu können.

Früh morgens wirds lebendig auf dem Schiffe. Wir gehen aufs Verdeck und sehen unseren Dampfer von Booten und Kähnen der verschiedensten Art umringt. Und welch seltsame Leute in diesen Fahrzeugen! Die Einen schwarz, die Anderen Braun, wieder andere gelb oder schmutzig grau. Dieses S. Vicente muß ein wahrer Hexenkessel sein, in welchem alle Rassen und Sippen durcheinander brodeln. Und welch komische Trachten! Der Eine steckt in einem schwarzen Frack mit blinkenden Knöpfen; es fehlen ihm aber die Beinkleider. Der Andere trägt als einziges Kleidungsstück ein Hemd, welches früher einmal weiß gewesen sein mag, dessen gegenwärtige Farbe aber schwer zu bestimmen ist. Ein Dritter erscheint in der vollständigen Tracht eines Gentleman : Hoher Cylinder, glänzend lackierte Stiefel, Rock und Hosen von tadellosem Weiß, auf welchem das knochige, wie mit Ofenschwärze bemalte Gesicht sich höchst seltsam

ausnimmt. Es ist der Kellner eines Gasthofes, der gekommen ist, um die Reisenden zu einem Gabelfrühstück in seinem Hotel einzuladen. Allein wie betroffen steht der gute Kellner da, und wie verlängern sich plötzlich die Gesichter all dieser Kahnführer, als ein von dem Civil-Commissär der Insel abgeschickter Beamter ankommt und unser Schiff in Quarantäne erklärt; niemand darf aus- oder einsteigen. Die Insulaner, welche mit ihren Kähnen gekommen sind, um die Reisenden an Land zu setzen, sehen sich in ihrer Hoffnung auf gute Trinkgelder getäuscht. Auch auf dem Schiffe macht sich große Verstimmung bemerkbar; denn niemand vermag den Grund der Quarantäne einzusehen. Ist doch in den Hafentädten, welche unser Schiff berührt hat (Bordeaux, Coruna und Lissabon) von ansteckenden Krankheiten keine Rede gewesen. Doch man muß sich ins Unvermeidliche fügen. Der liebe Gott weiß wohl, warum er uns den Trost, heute die heilige Messe lesen oder hören zu können, versagt.

Im Laufe des Vormittags entfaltete sich ein immer lebhafteres Treiben um unser Schiff herum. Krämer, Geschäftsleute aller Art beehren uns mit ihrem Besuche und bieten uns ihre Waren an: Bananen, Zitronen, Kokosnüsse, Eier, Fische, Schinken, Spanferkel, Papageien, Kanarienvögel, Spazierstöcke, Teppiche und wer weiß, was sonst noch Alles in dem bunten Durcheinander sich befinden mag? Viele Reisende kaufen sich das eine oder andere Andenken an die Cap-Verdischen Inseln. Die Lebensmittel nimmt zum großen Theile der Schiffskoch in Beschlag.- Mittlerweile haben die Kahnführer, welchen durch die über uns verhängte Quarantäne der gehoffte Gewinn entgangen ist, ein anderes Mittel, Geld zu verdienen, ausfindig gemacht. Sie produzieren sich als Taucher und legen in diesem Fache eine staunenerregende Fertigkeit an den Tag. Man wirft ein Silberstü-

ckeheh ins Wasser, sie springen aus dem Kahn, tauchen unter und erscheinen nach wenigen Augenblicken, die Münze triumphierend in der Hand haltend, wieder auf der Oberfläche des Wassers. Es ist ein lustiges Schauspiel, welchem man, da Keiner der Schwimmer ganz unbekleidet ist, ohne Bedenken zusehen kann. Ich zeige einem Neger eine schöne, blinkende Medaille. Er erklärt sich alsbald bereit, nach ihr unterzutauchen. Doch so habe ichs nicht verstanden, ich werfe sie ihm einfach in den Kahn. Der Neger küßt sie, steckt sie in den Mund und dankt mir mit freundlicher Handbewegung.

Sofort kommen noch mehrere Andere herbei, um auch eine Medallie zu erhalten. "Senhor Padre, Dame Veronica", rufen sie mir zu. Ich weiß im Augenblick nicht, was dieser Ausruf bedeuten soll. „Senhor Padre“ verstehe ich wohl, die Neger nennen jeden Priester, Herr Pater. Aber was wollen sie mit dem Dame Veronica? Es steht zufällig eine Dame neben mir und ich vermuthe, dass sie damit gemeint sei. Allein dieselbe behauptet, der Zuruf gelte mir. Uhd so ist es in der That. „Dame Veronica“ heißt nichts weiter als: „Gib mir eine Medaille“, denn die dortigen Neger nennen jede Medallie „Veronica“.- Unterdessen ist es Mittag geworden. Der nöthige Kohlenvorrat ist eingeladen und damit der Hauptzweck unserer Landung bei S. Vicente erreicht. Die Anker werden gelichtet, und fort gehts, dem wogenden Meere zu. Insel S. Antonio in Sicht; hohe Steilküsten, gewaltige Brandung.

**16. September.** Alles blickt besorgt nach Osten. Dunkelschwarzes Gewölk zieht sich zusammen; kommt näher und näher; grelle Blitze durchzucken die Luft; unheimlicher Wind weht übers Verdeck. Ein Herr, zu dem ich gestern gesagt habe, ein bißchen

Sturm müßten wir doch haben, um auch davon Etwas erzählen zu können, kommt jetzt und fühlt mir den Puls. Es ist mir wirklich nicht wohl zu Muthe. Ich erinnere mich an die kleinen Bildchen der "Mutter von der immerwährenden Hilfe", welche P. Provinzial mir nach Lissabon zugeschickt, und werfe eines davon ins Meer. Meine Hoffnung wird nicht getäuscht; bald kommt anderer Wind und verscheucht die schwarze Wolkenherde. Um 9 Uhr Morgens allgemeine Freude. Vier Schiffe aufeinmal tauchen an verschiedenen Punkten des Horizonts auf; es sind die ersten, die wir auf offener See erblicken. Sie fahren mit vollen Segeln, und dennoch scheinen sie uns nicht näher kommen zu wollen; die Entfernung ist eben ungeheuer. Erst um zehn Uhr wird es uns möglich, mit dem Fernrohr Personen auf einem der Schiffe zu unterscheiden. Die Kapitäne haben, wie es scheint, keine Lust, mit einander Bekanntschaft zu machen; die Schiffe fahren in meilenweiter Entfernung an einander vorüber.- Die Reisegesellschaft heute sehr munter; die Kinder springen über ein Seil, welches von zwei kleinen Mädchen geschwungen wird. Exempla trahunt. Bald spielen auch große Kinder mit. Der junge, neuvermählte Schweizer will seine Frau, die an der Seekrankheit leidet, ebenfalls dazu bewegen. Um ihr Muth zu machen, fängt er selbst an, zu springen. Große Heiterkeit. Allein das Beispiel wirkt ansteckend. Die Betheiligung an diesem Spiele wird immer allgemeiner, und zuletzt springen sogar alte Herren mit greisen Bärten ganz lustig übers Seil. Dann kommt die Schaukel an die Reihe, und darauf wieder andere Spiele. Leider bleibt die Sache nicht immer in den Grenzen der Schicklichkeit.

**17. September.** Gegen Morgen schlägt mir Wasser ins Gesicht. Ich erwache und finde mein Kopfkissen ganz durchnäßt. Die See geht hoch; die Wellen peitschen die Seiten des Schiffes.

Wir haben Gegenwind. Matrosen ziehen die Segel ein; einer hoch oben im Mastkorb, die anderen unten; alles auf Commando; die größeren Segel werden durch eine Dampfmaschine eingezogen.- Capitän heute sehr übel aufgelegt. Wie es heißt, schwebten wir in der Nacht in großer Gefahr. Ein unbekannter Dampfer jagte in der Dunkelheit ohne vorschriftsmäßiges Licht nahe an unserem Schiffe vorbei. Wir vernehmen diese Kunde mit Schrecken und danken dem lieben Gott, der uns vor großem Unglück bewahrt hat. Alles ist entrüstet über die empörende Sorglosigkeit des fremden Capitäns.

Heute kehrt bei vielen die Seekrankheit zurück. Der Matrose, der für die Reinlichkeit des Verdeckes zu sorgen hat, findet mehr Arbeit als ihm lieb ist. Selbst den Kindern, die bisher immer guter Dinge waren, scheint es heute nicht wohl ums Herz zu sein. Das Schiff hängt beständig nach der Backbordseite; während des Abendessens macht es heftige Schwankungen und verursacht dadurch große Verwirrung im Speisesaale. Viele Damen ergreifen die Flucht. Mehrere Flaschen verlieren das Gleichgewicht, fallen in die Teller und schlagen dieselben zu Scherben. Einer dicken mir gegenüber sitzenden Brasilianerin läuft die ganze Suppe auf den Schoß. Auch ein hoher Stoß aufeinandergeschichteter Teller kommt zu Fall, wobei nur wenige ganz bleiben. Dies alles nicht schlimm, fördert nur die Heiterkeit. Doch auch betrübende Ereignisse kommen vor. Ein Knabe fällt von der Schaukel und trägt eine erhebliche Verletzung davon. Gleich darauf stürzt eine Frau mit ihrem Kinde eine Treppe herab und bleibt bewußtlos unten liegen, während das Blut aus Mund und Nase dringt. Glücklicherweise ist rasch ärztliche Hilfe zur Stelle. Dem Kinde ist nichts geschehen.

**18. September.** Ein alter Matrose erzählt mir seine Erlebnisse. Hat schon mehrmals Schiffbruch gelitten, zweimal im vorigen Jahre. Zwei große Schiffe der Gesellschaft "Messageries maritimes", welcher auch unser Orinoque gehört, liefen in der Nähe der brasilianischen Küste auf eine Klippe und gingen zu Grunde. Zum Glück sanken sie nur langsam, so daß man Zeit hatte, Alle zu retten. Der Orinoque verlor im vorigen Jahr die Schraube, ebenfalls nahe an der brasilianischen Küste; das Schiff mußte durch einen Bugsirdampfer in den Hafen von Rio de Janeiro geschleppt werden. Heute günstiger Wind. Wir fahren mit vollen Segeln und legen über 13 Seemeilen in der Stunde zurück. Ich mache die Bekanntschaft eines brasilianischen Gutsbesitzers, der mir Insekten und Schmetterlinge fürs Cabinet in Luxemburg zu schicken verspricht. - Monsignore wünscht, dass ich auch das Klavier benütze, damit man sehe, dass die Geistlichen keine Kopfhänger seien. Ich spiele die Pius-Hymne und verschiedene andere leichte Stücke. Die Deutschen singen bekannte, vaterländische Lieder, welche ich mit dem Klavier begleite. Auch fromme Lieder werden gesungen, Großer Gott wir loben Dich, O, Paartihisima, u.s.dgl. Ein junger Engländer singt mir einige anglikanische Kirchenlieder vor und ruht nicht eher, bis ich die Melodien im Kopfe habe und seinen Gesang mit dem Klavier begleiten kann. Auch „Rule Britannia“ lerne ich bei dieser Gelegenheit kennen.

**19. September.** Wir nähern uns immer mehr dem Äquator, heute nachmittag sollen wir ihn überschreiten. Regnerisches Wetter, Wind stark und ziemlich kühl. Die Damen erscheinen mit dicken Halstüchern. Ich stecke in meiner Zimarre und finde sie gar nicht zu schwer. Die Schwankungen ziemlich bedeutend; viele Reisende wieder unwohl. Mgr. Matera und Br. Joseph nehmen ein

Seebad. Ich für meinen Theil begnüge mich damit, mir die Einrichtung der beiden Badestuben etwas anzusehen. Alles reinlich und anständig. Wasser warm oder kalt, wie man es wünscht; immer aber Seewasser. Eigener Bedienter, der sich nur um die Badezimmer zu bekümmern hat. Ist stark in Anspruch genommen; denn viele Reisende nehmen täglich ihr Bad. Dasselbe kostet nichts, nur der Diener erhält ein kleines Trinkgeld.

Heute bin ich Friedensvermittler. Zwei meiner Bekannten, der junge Engländer und der brasilianische Gutsbesitzer haben sich miteinander überworfen. Der Brasilianer gab eine Flasche Champagner zum Besten und vergaß es, seinen englischen Freund dazu einzuladen. Darob große Mißstimmung bei dem Sohn Albions. "Ich sehe wohl", so klagt er mir, "daß die Portugiesen und Brasilianer falsche Leute sind. Schöne Worte haben sie im Überfluß; aber wenn es auf die That ankommt, so kennen sie ihre Freunde nicht mehr." Ich gebe dem jungen Mann den Rath, dem Brasilianer zu zeigen, dass die Engländer bessere Freunde seien. Er solle, ohne ein Wort von dem Champagner zu sagen, den Gutsbesitzer zu einer Flasche englischen Bieres einladen. Derselbe werde dann schon von selbst erkennen, daß er unrecht gehandelt, und zugleich, daß die Engländer in ihrer Freundestreue sich auch durch erlittene Kränkungen nicht beirren ließen. Gesagt, gethan. Das Bier wird geholt; ich selbst trinke ein Glas mit , und England und Brasilien sind versöhnt.

Nachmittags um 3 Uhr der große Moment: Wir sind über oder unter dem Äquator. Alle Reisenden in festlicher Stimmung, obschon die meisten kaum wissen, worum es sich handelt. Manche schauen in allem Ernste auf dem Meere herum, um die berühmte Linie zu entdecken. Ein junger Franzose, der Sohn

des Consuls von Montevideo, scheint sie mit seinem Fernrohr wirklich gefunden zu haben, wenigstens behauptet er es steif und fest und nötigt alle, denen er beikommen kann, durch sein Teleskop zu schauen. In der That, Alle sind sehr überrascht; denn sie unterscheiden deutlich eine Linie, die sich über das ganze Gesichtsfeld des Fernrohres hinzieht. Einige junge Damen sind bereit, zu schwören, dass sie den Äquator gesehen haben, und die dicke Brasilianerin, die bei Tisch mir gegenüber sitzt, gibt vor Freude, daß auch ihr dieses Glück zu Theil geworden, eine Flasche Champagner zum Besten. Sie ahnt nicht, dass der Schelm von Franzose ein Haar über die große Linse seines Fernrohres gezogen hat, daß somit jeder durch dasselbe eine Linie sehen muß, mag er nun unter dem Äquator oder am Nordpol sich befinden. - Dem Äquator zu Ehren thut auch der Schiffskoch sein Bestes und tischt unter anderem die Spanferkel auf, die bei San Vicente an Bord gekommen sind.

**20. September.** Es sieht traurig aus auf dem Schiffe. Fast Alles seekrank. Heftiger, kalter Wind, hochgehende Wogen. Br. Joseph berechnet den Unterschied zwischen Wellenberg und Wellenthal auf 12 Fuß. Die Matrosen behaupten trotzdem, unsere Fahrt sei sehr angenehm, das Meer ohne Wellen sei eine Suppe ohne Salz. Mag sein, aber eine gar zu stark gesalzene Suppe ist auch nicht mehr angenehm.- Bei Tisch verschiedene Vorsichtsmaßregeln angewandt. Sämtliche Flaschen liegend; hohe Stöße von Tellern nicht vorhanden, die Ränder der Tische mit einem elastischen Wulst versehen, über welchen nicht leicht ein Teller hinausrutscht. Trotz aller Vorsicht rollt doch gar Manches durcheinander, besonders da viele Reisende während der Mahlzeit den Speisesaal verlassen und nun die ohne Aufsicht zurückgebliebenen Teller und Gläser die tollsten Sprünge machen. Br.

Joseph ist gar nicht bei Tische erschienen. Ich lasse ihm durch einen Kellner ein paar Gerichte in seine Cabine bringen; allein er rührt Nichts an. Nur zu einer Tasse Kaffee verspürt er Appetit. Ich lasse mir eine geben, trage sie mit großer Vorsicht über das Verdeck und gelange glücklich über die Treppe in die Cajüte. Alles geht gut. Da führt mir der Zufall die dicke Brasilianische Dame in den Weg, die sich nur mit Mühe auf den Füßen halten kann. Die Gefahr eines Zusammenstoßes wird auf beiden Seiten wohl erkannt und nach Kräften zu vermeiden gesucht. Allein wer vermag Etwas gegen das tückische Schicksal? Das Schiff macht eine unverhoffte Bewegung, und nun ist keine Rettung mehr. Mein guter Kaffee fließt auf den Boden; meine gute Dame trägt einen unsanften Rippenstoß davon. Ich gehe zurück, lasse die Tasse nochmals füllen und gelange jetzt glücklich ans Ziel. Doch damit ist nicht Alles abgemacht. Die Dame verlangt Schmerzensgeld von wegen des Rippenstoßes; sie meint, ein paar schöne Medaillen für sie und ihre Dienerin sei gewiß nicht zuviel verlangt, zumal da die Sache leicht noch schlimmer hätte ausfallen können. Gegen diesen Grund läßt sich Nichts einwenden, darum gebe ich ihr gerne die gewünschten Medaillen und noch ein schönes Bildchen dazu.- Insel Norruha, liegt uns ganz nahe, leider wegen des trüben Wetters kaum sichtbar.

**21. September.** Immer noch hochgehende See. Die Wogen schlagen in die Cabinen hinein; darum sämtliche Fenster mit großen Schrauben verschlossen. Bei Tisch noch stärkere Vorsichtsmaßnahmen als gestern, die sogenannten Baßgeigen. Acht Seile laufen der Länge nach über jeden Tisch, unterstützt durch vier Querleisten, die in der Mitte höher sind als an den Enden. Zwischen den höher liegenden Seilen stehen die Flaschen, zwischen den anderen die Gläser, Teller und sonstiges

Tischgeräth.- Dieser Tag ist für uns merkwürdig; wir sehen zum ersten Mal Brasilien, das Land unserer Sehnsucht. Freilich kaum etwas Bestimmtes darauf zu unterscheiden, es liegt in blauer Ferne. Dennoch fühlen wir uns freudig gestimmt. Wir begrüßen den Schutzengel Brasiliens, möge er uns glücklich zum Ziele führen! Möge dem Lande aus unserer Reise wenigstens irgend ein Vortheil erwachsen!

Es ist Mittag. Wir sind unter 7 Grad 16 südl. Breite und 36 Grad 49 westl. Länge von Paris, nahe an der Stelle, wo im vergangenen Jahre die beiden Schiffe zu Grunde gingen. Alle wissen es, doch niemand wird darum ernster gestimmt. Im Gegentheile, es herrscht heute eine ausgelassene Munterkeit. Man singt, springt, spielt und tanzt wie nie zuvor. Die vielen Brasilianer besonders, die auf der Heimreise von der Pariser Ausstellung sind, scheinen sich im Angesichte ihres Vaterlandes von aller Zucht entbunden zu erachten.-

Nachmittags Walfische in Sicht; spritzen aus ihren Rückenöffnungen hohe Wasserstrahlen in die Luft. Schon auf der nördlichen Halbkugel haben wir einige gesehen, doch waren dieselben bedeutend kleiner.

**22. September.** Sonntag. Windstille, heiterer Himmel; rechtes Sonntagswetter. Leider scheinen nur wenige auf dem Schiffe an einen Sonntag zu denken. Die katholischen Franzosen lassen sich hierin von den protestantischen Engländern beschämen. Auf den meisten englischen Schiffen wird sonntags eine Art Gottesdienst gehalten, mit Gesang, Bibellesung oder Predigt. Hier ist daran kein Gedanke. Der Kapitän ein erklärter Feind der Priester. Die Offiziere und sonstigen Schiffsbeamten fast sämt-

lich frivole Menschen. Die Reisenden zum Theil Freimaurer, zum Theil laue oder schlechte Christen, die sich um Gott und Religion wenig kümmern. Trostlose Zustände!

Mgr. Matera heute sehr nervös. Er hatte während der Nacht Besuch von einer Ratte, was ihn so aufregte, dass er noch jetzt zittert. Ein junger, gebildeter Franzose tröstet ihn damit, daß die Ratten auf dem Schiff nöthig seien, weil dasselbe sonst unfehlbar zu Grunde ginge. Es sei eine uralte Erfahrung, daß die Ratten das Schiff verließen, wenn demselben ein Unglück bevorstehe. So lange wir also noch Ratten hätten, sei kein Grund zu irgendwelcher Furcht vorhanden. Alles dies sagt der junge Mensch in vollstem Ernste und mit einer Überzeugung, die durch keine Gründe zu erschüttern ist. -

Nachmittags leichter Westwind, beinahe Gegenwind, dennoch verstehen die Matrosen damit zu segeln.

Abends glänzende Soiree im Speisesaale, Musik und Gesang, Champagner, Bordeaux, Torten, usw. Bruder Joseph liegt schwach und elend darnieder. Ich sitze eine Zeit lang an seinem Bett; dann gehe ich aufs Verdeck und betrachte die Sterne. Aus dem Salon dringen die Töne des Pianos sowie die Stimmen weniger spanischer Damen an mein Ohr, welche Letzteren dem Publikum ihre gefühlvollen, südlichen Gesangesweisen zum Besten geben! Bald läßt sich auch eine Männerstimme vernehmen; sie kommt von einem Franzosen, der es darauf angelegt zu haben scheint, alle anständigen Leute aus dem Salon zu vertreiben. Die Frau des Consuls von Montevideo ist die Erste, welche sich erhebt und mit ihrer Tochter die Gesellschaft verläßt. Mgr. Matera, der bisher nicht viel acht gegeben, wird jetzt

aufmerksam auf den schlüpfrigen Text des Liedes und entfernt sich ebenfalls. Mehrere andere Herren und Damen thun daasselbe. Die grosse Mehrzahl indessen bleibt im Saale und ermuthigt den Unverschämten durch oft wiederholten, lärmenden Beifall. Um 11 Uhr abends, da ich mich zu Bette begeben, ist die saubere Gesellschaft ihres Treibens noch immer nicht müde geworden.

**23. September.** Unfreundliches Wetter, Regenschauer, heftiger Wind, gewaltige Wogen. Br. Joseph erscheint nicht beim Déjeuner, wahrscheinlich will er den Gräuel der Verwüstung nicht sehen, der heute unter Glas und Porzellan angerichtet wird. Schon beim Eintritt in den Speisesaal stolpern wir über die Scherben eines Tellers. Ein wenig weiter, und wir haben einen Lagomaggiore von rothem Bordeaux zu durchwaten. Es dauert nicht lange, so fährt der Revolutionsgeist auch in die Champagnergläser, welche in possierlichster Weise zu tanzen beginnen und ihren feurigen Inhalt nach allen Seiten umherspritzen. Doch toller als Alles gebärden sich heute die Brasilianer, deren überschäumende Lustigkeit geradezu widerlich wird.

Nachmittags um 3 Uhr sitze ich an einsamer Stelle auf dem Verdecke, das Betrachtungsbuch in der Hand. Bald bin ich der äusseren Sinnenwelt gänzlich entrückt. Das Buch entfällt meinen Händen; ich merke es nicht. Die Wogen gehen höher und höher, sie vermögen mich nicht in das Reich der Wirklichkeit zurückzurufen. Schliesslich wird dem alten Cajütenstuhl unter mir die Zeit zu lang; er fängt an, nach rechts und links Complimente zu machen; er macht sie tiefer und tiefer und küßt endlich gar den Boden; lauter Manöver, die ich, ohne es zu wollen, mitmache. Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen, und so sehe ich mich denn beim Erwachen aus meiner

Verzückung von einer Anzahl Menschen umringt, die ihrer Freude über meinen Unfall (oder Umfall) durch lautes Lachen Ausdruck geben. Was will ich anders, als gute Miene zum bösen Spiel machen?

Abends prächtiger Sternenhimmel. Bruder Joseph, der wieder ziemlich munter ist, sucht mit mir nach dem südlichen Kreuz. Vergebliche Mühe. Wir sehen wohl verschiedene Sternbilder, die man mit ein wenig Phantasie zu einem Kreuz gestalten kann, aber der berühmte cruzeiro de Sul darf doch so armselig nicht sein, daß man lange nach ihm suchen und dann noch Verschiedenes hinzu- oder hinwegdenken muß, um ein Kreuz in ihm zu finden. Auch einige Brasilianer, an die ich mich wende, vermögen mir keine befriedigende Auskunft zu geben. Dagegen zeigt sich ungesucht eine prächtige Sternschnuppe, dann eine zweite, und endlich ein ganzes Heer, welches in bedenklicher Nähe über uns hinwegzieht. "Schauen Sie doch diese herrlichen Sternschnuppen", rufe ich dem Bruder Joseph zu. "Funken aus dem Kamin!" gibt er mir lachend zur Antwort.

**24. September.** Wir nähern uns immer mehr der brasilianischen Küste. Monte Alverno und andere mehr oder weniger hohe Berge stehen schon klar und scharf vor unserem Auge. Die Luft rein, gänzliche Windstille, kein Wölkchen am Himmel. Lustige Gesellschaft, reichlichere und bessere Mahlzeit. Auch die Schiffskellner scheinen sich heute einmal gütlich thun zu wollen. Ich stehe, während sie die Tische decken, in der Nähe eines offenen Salonfensters und sehe, wie sie es anlegen, um den Oberkellner, der die Aufsicht führt, zu hintergehen. Derselbe spaziert im Saale auf und ab und wirft prüfende Blicke auf die Tische. Er scheint sehr zufrieden; seine Untergebenen entfalten

die emsigste Thätigkeit. Der gute Mann merkt nicht, daß, sowie er den Rücken wendet, bald dieser bald jener hinter einem dicken Pfeiler verschwindet, wo mehrere entkorkte Bordeaux-Flaschen versteckt sind. Die Kellner denken wohl, ein paar Flaschen Wein seien parvitas materiae, denn einer von ihnen, den ich wegen der Veruntreuung zur Rede stelle, gibt mir lächelnd zur Antwort: "La compagnie est tres riche."

Abends Ball. Die Brasilianer laden den Monsignore Matera ein, mit daran theilzunehmen und wundern sich sehr, da sie eine entschiedene ablehnende Antwort erhalten. Um 9 Uhr wird das Klavier aus dem Salon ins Freie getragen. Mehrere Luken auf dem Verdeck werden geschlossen und so ein geräumiger Tanzplatz hergestellt. Der unsinnige Taumel, der nun beginnt, dauert bis tief in die Nacht hinein. Um 1 Uhr erwache ich aus dem Schlafe und höre, dass die Tänzer noch immer nicht müde sind.

**25. September.** Es ist 6 Uhr morgens. Wir umschiffen das Cap Frio; noch wenige Stunden, und wir sind am Ziel unserer Reise. Die Fahrt geht immer der Küste entlang. Vor unseren Augen (Fernrohr) entfaltet sich die ganze Fülle und Pracht der tropischen Pflanzenwelt. Schlanke Palmen, von Lianen umstrickt, spiegeln ihre Kronen in der blauen Meeresfluth. Hoch strebende Bambusrohre schwanken im Winde, hier vereinzelt, dort in dichte Büschel verwachsen. Breitblättrige Bananenstauden, Orangenbäume mit dunklem Laub, üppig sprossende Rankengewächse schmücken die Abhänge der Berge und verwandeln den Meeresstrand in einen paradiesisch blühenden Garten. Mit jeder Minute wechselt das liebliche Bild; denn wie auf Windesflügeln eilen wir über die ruhige See dahin. Schon sind wir am Eingang des Hafens. Die Trikolore Frankreichs steigt empor über unsere

Segel und begrüßt das brasilianische Banner, welches friedlich von den Zinnen der Fest S. Toao herabweht. Wir sind in der Bai von Rio de Janeiro. –

*[Digitalisierung einer Schreibmaschinenabschrift unbekannter Herkunft von seiner Urgroßnichte Astrid Urgatz, Aachen, 24. August 2017]*